



Rotkäppchen goes West

Klasse
Stadtteilschule Eppendorf

10f

Rotkäppchen goes West

Klasse
Stadtteilschule Eppendorf

10f

• INHALT •

6 - 7	1. Aller Anfang (Doreen Meier)
8 - 10	2. Die rote Kappe (Fritz Schulz)
11 - 12	3. Unter Aufsicht (Kevin Stahl)
13 - 17	4. Ab ins Heim! (Doreen Meier)
18 - 19	5. Empfänger verzogen (Hannelore Knecht)
20 - 23	6. Tote Feinde (Kevin Stahl)
24 - 26	7. Waldgeflüster (Doreen Meier)
27 - 29	8. Lehrgeld (Thorsten Wolf)
30 - 33	9. Fluchtpläne (Kevin Stahl)
34 - 36	10. Gestern wie heute (Hannelore Knecht)
37 - 38	11. Die Ruhe vor dem Sturm (Doreen Meier)
39 - 43	12. Showdown (Kevin Stahl)
44 - 47	13. Epilog (Doreen Meier)
48 - 53	• Notizen
53 - 53	• Impressum

• 1. ALLER ANFANG •

Gerade bin ich noch durchs Haus gelaufen und hab alle Vorhänge zugezogen, damit man mich in der anbrechenden Dunkelheit nicht so gut sieht. Auf dem Tisch liegt das Päckchen, das heute angekommen ist. Es ist wie immer in schlichtes, braunes Packpapier gewickelt. Meine Großmutter schickt mir immer was aus dem Westen, sie ist die einzige Familie, die ich noch habe, leider hab ich sie noch nie gesehen. Als ich das Päckchen heute früh reingeholt habe, stand Herr Schulz von nebenan in seinem Vorgarten und hat mich schräg angeschaut. Ich glaube, er hat was gegen mich, gestern Nachmittag zum Beispiel habe ich ihn dabei erwischt, wie er in meinem Briefkasten herumgeschnüffelt hat. Ich mag ihn nicht. Vielleicht sollte ich zu Polizei gehen, aber meine Mutter meinte früher immer, denen sei nicht zu trauen. Damals waren wir noch zu dritt.

Dieses Mal hat Großmutter zusätzlich noch ein Foto dazugetan. Normalerweise sind in dem Päckchen nur Dinge wie Kaffee, Schokolade, Seidenstrumpfhosen (die kann ich später verkaufen) und ein kurzer Brief, in dem sie sich erkundigt, wie es mir geht. Auf dem Foto sieht man Mutter und Vater auf ihrer Hochzeit, Mutter trägt ein wunderschönes, schlichtes weißes Kleid und hält eine Primel in der Hand. Vater ist ganz in schwarz gekleidet, nur sein Hemd leuchtet blütenweiß.

Den Rest der Woche verbringe ich hauptsächlich zu Hause. Das Bild meiner Eltern hat schon einen festen Platz auf meinem Nachttisch gefunden. Manchmal stelle ich mir vor, wie sie durch das Bild auf mich aufpassen.

Am Mittwoch wurde direkt vor dem Haus eine neue Litfasssäule aufgestellt, sie ist fast vollständig mit Propagandaplakaten bedeckt. Ich finde, sie hätten für die Säule einen anderen Platz finden sollen, so versperrt sie mir die Sicht. Sie hätten sie lieber vor ein Fenster von meinem Nachbarn stellen sollen, der hätte es verdient, so seltsam, wie er mich immer anguckt. Ich bin mir ziemlich sicher, dass er mir hinterherspieniert. Mittlerweile hab ich Angst, dass er

irgendwann hier einbricht. Aber egal, wahrscheinlich darf ich sowieso nicht mehr lange hier wohnen, jetzt, wo ich nicht mehr in die Schule gehe. Die Lehrer haben mich immer anders behandelt als die anderen.

Ich habe in der Woche zwei nennenswerte Sachen, einmal den Tag, an dem das Päckchen kommt, und dann noch den Tag, an dem ich Lebensmittel holen muss. Auf den einen Tag freue ich mich, der andere ist jedes Mal aufs Neue ein Albtraum. Ich hasse es, unter Menschen zu gehen. Man kann ihnen nicht trauen, sie handeln anders als man selbst und bauen Fehler, die einem nie unterlaufen wären. Die perfekte Gesellschaft wäre für mich eine Gruppe von Klonen meiner selbst. Die würden dann ja so wie ich denken und mir nicht in den Rücken fallen. Manchmal macht es mich traurig, dass ich so allein bin, aber die anderen Leute entsprechen einfach nicht meinen Ansprüchen.

• 2. DIE ROTE KAPPE (FRITZ SCHULZ) •

Unbewegt liege ich in meinem Bett und warte, bis der Wecker klingelt. Um Punkt sechs ertönt das schrillende Läuten. Ich schlage die Decke zurück, schlüpfe in meine Pantoffeln, ziehe meinen Morgenmantel über und beginne routiniert meinen Alltag. Enttäuschenderweise fehlt den meisten Rentnern der Sinn für Routine und Engagement. Doch wo würden wir hinkommen, wenn wir alle unsere Aufgaben vernachlässigen, nur weil wir alt geworden sind? Als ich vor dem Waschbecken stehe, überkommt mich wieder ein Hustenreiz. Ich greife nach meinem Stofftaschentuch, welches anschließend von Blut durchtränkt ist. Ich weiß, dass ich nicht mehr allzu lange zu leben haben werde, nichtsdestotrotz werde ich dem Staat bis zu meinem letzten Atemzug dienen.

Ich straffe meine Schultern und gehe vor die Tür, um meine Zeitung zu holen. Die Fenster der anderen Häuser sind noch alle dunkel, alles Faulenzer, meine Nachbarn. Schlafen aus, obwohl sie Arbeit zu verrichten hätten. Unauffällig sehe ich zu dem Vorgarten von der Meier. Wieder liegt ein Paket vor ihrem Briefkasten. Nachdem ich ein weiteres Mal die Umgebung überprüft habe, schleiche ich zu ihrem Briefkasten und beuge mich mit knirschenden Knochen hinunter. Wie erwartet ist der Absender Hannelore Knecht. Ich schließe meine Finger um das Paket und haste zurück in mein Haus. Dort lege ich es vorerst auf die Arbeitsplatte in der Küche. Um nicht aus meiner Routine herauszukommen, muss ich bis spätestens 6:45 Uhr gegessen haben. Die trockene Leberwurststulle spüle ich mit einer Tasse wässrigen, schwarzen Kaffee hinunter. Ich habe keine großen Anforderungen an meine Nahrung, Hauptache, sie sättigt. Ich räume das Besteck in die Spüle, dann fällt mein Blick auf die Uhr. Punkt 6:45 Uhr, sehr gut. Ich gehe zu dem Paket. Mal sehen, was die alte Schrulle ihrer Enkelin diesmal geschickt hat. Vorsichtig löse ich das Paketband und hebe den Deckel des Pappkartons an. Zwei Packungen Kaffepulver, drei Tafeln Westschokolade, eine Seidenstrumpfhose, ein Brief und ... eine rote Kappe! Verdächtig, sehr verdächtig. Ich betrachte die Kappe von allen Seiten. Könnte das endlich der Beweis sein, auf den ich gewartet habe? Es muss etwas zu bedeuten haben, wieso sonst sollte Knecht ihrer Enkelin eine

8 Kappe schicken? Vielleicht ist es das Kennzeichen einer Widerstandsgruppe.

Auf jeden Fall muss ich Kevin davon erzählen. Der Gedanke an meinen Enkel erfüllt mich mit Stolz. Wie auch sein Vater hatte er den Wunsch, bei der Stasi zu arbeiten. Und sein Ausbilder ist niemand Geringeres als der Oberbefehlshaber General Thorsten Wolf. Leider ist Kevins Vater von uns gegangen, weshalb es an mir liegt, etwas Vernünftiges aus dem Jungen zu machen. Er zeigt mir, dass nicht jeder aus seiner Generation ein totaler Nichtsnutz ist. Meier sollte sich ein Beispiel an ihm nehmen. Die Nichtsnutzigkeit scheint in ihrer Familie vererbbar zu sein. Ihre Großmutter Hannelore Knecht ist vor Jahren in den Westen geflohen, ohne einen Gedanken an ihre Familie zu verschwenden. Aber die ist eh nicht die Klügste. Und die Eltern von Doreen Meier, Gott weiß, was die machen. Gesehen habe ich sie schon lange nicht mehr.

Ein Blick auf die Küchenuhr zeigt mir, dass es jetzt 7:00 Uhr ist. Ich verstaute alles wieder in dem Paket, welches ich sorgfältig verschließe. So gerne ich es auch als Beweis behalten hätte, es wäre doch zu auffällig. Es könnte ja sein, dass Knecht ihrer Enkelin in einem Brief von dem kommenden Päckchen erzählt hat. Nur eine Packung Kaffee behalte ich, den weiß Meier doch sowieso nicht zu schätzen. Ich ziehe den Gürtel meines Morgenmantels fest und klemme das Paket unter meinen rechten Arm. Mit der linken Hand öffne ich die Tür. Im Schutz der Morgendämmerung schleiche ich wieder zum Briefkasten der Meier und lege das Paket ab. Ein Blick zu ihrem Haus versichert mir, dass sie nichts mitbekommen hat.

Als ich wieder Zuhause bin, lege ich mich hinter meinem Fenster auf die Lauer. Es dauert gar nicht lang, bis sich Meier blicken lässt. Als sie am Briefkasten steht, hält sie inne, bevor sie sich zu mir umdreht. Ich sehe ihr einen Moment lang in die Augen, ehe ich den Vorhang zuziehe. Es muss dringend etwas gegen dieses störende Gör unternommen werden!

Es wird schon Abend, als mein Enkel mich besuchen kommt. Seit er seine Ausbildung bei der Stasi begonnen hat, wohnt er nicht mehr bei mir.

Er begrüßt mich höflich mit den Worten: »Guten Abend, Fritz«, was ich mit einem Nicken quittiere. Ich habe Kevin schon in Kindertagen Kosenamen wie „Opa“ ausgetrieben. Das ist, meiner Meinung nach, ein unnötiges Zeichen der Sentimentalität.

• 3. UNTER AUFSICHT (KEVIN STAHL) •

Kevin legt seinen Mantel ab und setzt sich in das Wohnzimmer. »Wie geht es dir?«

Ich setze mich ihm gegenüber. »So gut, wie es jemandem in meinem Alter gehen kann«, antworte ich. Er nickt. »Wie läuft die Ausbildung?«

Kevins Augen beginnen zu leuchten. »Hervorragend! General Wolf ist sehr zufrieden. Er meint, ich bin einer der besten Auszubildenden, die sie je hatten.« »Wenn wir schon bei dem Thema sind, ich möchte verdächtige Aktivitäten melden.«

»Ach ja?«, Kevin klingt neugierig, »wen denn?«

»Doreen Meier, das Gör, das neben mir wohnt.«

»Was hat sie getan?«

»Ich hege den begründeten Verdacht, dass sie eine Widerständlerin ist.«

Kevin runzelt die Stirn. Er wirkt nicht überzeugt. »Was gibt es denn für Beweise?«

»Ich habe heute wieder eines ihrer Päckchen überprüft«, beginne ich, doch Kevin unterbricht mich.

»Du tust was?!«

Ich sehe ihn streng an. »Es ist berechtigt. Schließlich verhält sie sich äußerst suspekt. Was ich aber eigentlich erzählen wollte: Es war eine rote Kappe in dem Päckchen.«

»Und weiter?«

»Wieso sollte Knecht ihrer Enkelin eine rote Kappe schicken? Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass es das Erkennungszeichen einer neuen Widerstandsgruppe sein muss. Mir ist außerdem aufgefallen, dass Meier meistens bei sich zu Hause ist. Ich habe sie nie mit anderen Personen gesehen. Das kann man vielleicht noch damit erklären, dass sie ein zurückhaltender Mensch ist. Aber ich finde, die Kappe ist ein eindeutiger Beweis. Hast du je ein Mädchen mit einer roten Kappe gesehen? Nein! Es passt nicht zu den anderen Informationen, die ich im Laufe der Jahre über die Meier gesammelt habe.«

Kevin nickt entschlossen. »Das klingt in der Tat verdächtig. Ich finde, der Stasi sollte Bericht erstattet werden. Besser einmal zu oft als einmal zu wenig. Ich werde das gleich morgen erledigen.«

Zufrieden verabschiede ich Kevin. Auf meinen Enkel ist Verlass.

Es ist Dienstagmorgen, die Tür zum Fahrstuhl öffnet sich und ich steige ein, die Türen schließen sich wieder und ich fahre in den zehnten Stock; eine Minute später hält der Fahrstuhl. Ich gehe in das Büro von Genosse General Thorsten Wolf und begrüße ihn. Wir gehen in den Konferenzraum, ich erzähle ihm von den Entdeckungen, die mein Großvater gemacht hat. Zusammen überlegen wir uns einen Plan, wie wir Doreen Meier am besten beschatten können; wir beschließen, dass ich für ein paar Tage zu meinem Großvater ziehe, um sie von dort besser überwachen zu können und falls nötig direkt festzunehmen.

Die Bremsen quietschen, der Zug hält und eine durch die Lautsprecher sehr verzerzte Stimme ertönt: »Endstation, bitte alle aussteigen!«

Auch nach zwei Tagen Beschattung habe ich nicht sehr viel über Doreen herausgefunden, außer, dass sie so gut wie nie vor die Tür geht und eine rote Kappe trägt, auch im Haus. Also haben ich und Thorsten Wolf beschlossen, dass ich noch ein paar Tage bei meinem Großvater bleibe. Ich muss sie abhören, wenn die reine Beobachtung nichts zutage fördert.

Fritz reagiert begeistert, als ich ihm mitteile, dass ich noch ein paar Tage bei ihm wohnen werde. Insgesamt ist er vielleicht doch einsamer als er zugeben mag.

Schon beim Betreten der Wohnung rieche ich den strengen Geruch seiner nicht gewaschenen Klamotten. Ich frage ihn: »Warum hast du deine Wäsche nicht gemacht?«

»Ich dachte, du kommst nicht wieder, deswegen hab ich sie nicht gemacht«, antwortet er.

»Es ist nicht sehr gut, wenn du nur aufräumst, wenn du Besuch bekommst«, erkläre ich Fritz und stelle meine Tasche in den Flur.

Fritz wendet sich ab und geht ins Wohnzimmer. Ich gehe in das Zimmer, von dem aus ich Doreen abhören werde. Auch hier hat sich seit gestern nichts verändert. Ich räume die Wand frei, die an Doreens Haus grenzt, und gehe dabei ganz leise vor, damit sie es nicht bemerkt. Als auch der Schrank beiseite geräumt ist, hole ich das Abhörgerät hinter dem Busch im Vorgarten hervor

• 4. AB INS HEIM! (DOREEN MEIER) •

und die Haustür fällt hinter mir zu. Also muss ich umständlich meinen Schlüssel aus der Hosentasche fummeln, was nicht einfach ist mit dem schweren Ding unterm Arm. Aber ich will Fritz nicht aufscheuchen. Als ich die Haustür endlich aufschließe, kann ich sehen, dass Doreen mich von hinter dem Vorhang aus beobachtet.

Drei Tage später beschließen Thorsten Wolf und ich, Doreen in ein Kinder bzw. Jugendheim zu bringen. Besuch hat sie in den Tagen keinen bekommen, auch hat sie sich zu keinem Treffen aus dem Haus bewegt. Und dass sie ständig ihre doofe Kappe trägt, reicht auch noch nicht als Beweis für widerständiges Verhalten, selbst wenn Fritz da anderer Meinung ist. Aber ich konnte hören, wie sie spricht. Ich dachte, dass das einfach nur Selbstgespräche sind, so was macht Fritz manchmal, auch wenn er das vermutlich nie merkt, dass er mit sich spricht, und von mir wird er es auch nie erfahren. Aber Thorsten Wolf ist sich sicher, dass Doreen Aufnahmen für ihre Gruppe gemacht hat. »Das sind verschlüsselte Botschaften«, hat er gesagt, als ich ihm meine Aufzeichnungen gezeigt habe, und: »Dranbleiben, Kevin!«
Also werde ich sie morgen abholen. Im Kinderheim wird sie rund um die Uhr kontrolliert, da erfahren wir sofort, wenn jemand zu ihr kommt, um sie zu sprechen. Ganz wohl ist mir bei der Sache nicht. Obwohl ich mich auch darauf freue, einen Moment ganz allein mit ihr zu sein. Wie früher, denke ich, obwohl ich so etwas gar nicht denken darf. Schnell verdränge ich die alten Bilder und gehe ins Bett, damit ich morgen ausgeschlafen bin und zur Not schnell reagieren kann, sollte Doreen versuchen, mir zu entkommen.

Es klingelt. Mit leisen Schritten schleiche ich zu Tür. Ich zucke zusammen, eine Diele knarrt. Ich erinnere mich daran, wie meine Mutter sie vor einigen Jahren reparieren wollte. Ein Schwall von Traurigkeit und Angst überkommt mich. Nichtsahnend hatte sie damals die Tür geöffnet.

Durch den Spion sehe ich nur den Hinterkopf eines hochgewachsenen Mannes. Ich bin nicht in der Lage, die Tür zu öffnen, und lege deshalb vorsichtig mein Ohr dagegen. Als ich nichts höre, flüstere ich ein leises: »Hallo? Wer ist da?« »Ich bin es«, höre ich Kevins tiefe Stimme hinter der Tür.

Erleichtert öffne ich sie. Ich gucke in seine blauen Augen und fühle mich seit langem endlich wieder sicher in dem großen leeren Haus.

Kevin öffnet seinen Mund und der Moment verfliegt. »Du musst mitkommen«, sagt er mit ungewohnt harter Stimme.

Ich starre ihn verwirrt an und weiß nicht genau, was er meint. Aber ich vertraue ihm, das ist Grund genug. Ich würde überall mit ihm hingehen. Ich mache einen Schritt nach vorne und stehe nun direkt vor ihm. Mit einer ruckartigen Bewegung packt er meinen Arm und zieht mich über die Türschwelle. Nervös schaut er sich um. Wovor hat er Angst?

Wir gehen mit schnellen Schritten zu einem Auto, welches ich noch nie vorher in unserer Straße gesehen habe. Hat er das von seiner Arbeit bekommen? Ich wusste nicht mal, dass er einen Führerschein hat. Traurig, wie schnell die Zeit doch vergeht. Es kommt mir vor, als seien seit dem Kindergarten erst einige Jahre vergangen. Damals war alles noch so viel einfacher gewesen.

Am Auto angekommen öffnet Kevin mir die Tür und sagt, ich solle einsteigen. Bereitwillig folge ich seiner Anweisung. Damit hat Kevin offenbar nicht gerechnet. Einen Moment lang bleibt er verwirrt vor der offenen Tür stehen. Dann aber fasst er sich wieder und schlägt die Tür mit einem lauten Knall zu. Ich sehe, wie er hektisch um das Auto herumläuft und die Fahrertür öffnet. Einen Moment zögert er noch, ehe er selbst einsteigt.

»Wohin fahren wir?«, frage ich guter Dinge.

»Warte ab!«

Der Motor startet und das Auto setzt sich in Bewegung. Ich traue mich nicht,

noch einmal zu fragen. Ich merke, wie er mit seinem Bein auf und ab wippt. Ist er nervös? Ich würde alles dafür geben, zu wissen, was in seinem Kopf vorgeht. Stattdessen beobachte ich ihn eine Weile, bis er seinen Kopf zu mir dreht. Ich schaue ihm für den Bruchteil einer Sekunde tief in die Augen, aber er dreht sich schnell wieder nach vorne und konzentriert sich auf die Straße. Wir sind schon eine Weile unterwegs, als er endlich ein Gespräch anfängt.

»Wie geht es deiner Mutter?«, fragt er im Plauderton, aber ich kann seine Angespanntheit deutlich heraushören.

»Ich hab sie länger nicht gesehen.«

Eine Zeitlang ist wieder Ruhe und ich sehe der Landschaft zu, wie sie am Fenster vorbeifliegt. Das Auto fährt ganz leise, es hat sogar ein Radio. Sicher ein West-Wagen, denke ich.

Kevin dreht das Radio auf. Es ist das erste Mal seit einigen Jahren, dass ich wieder Musik höre. Ich beginne, mit dem Fuß im Takt zu wippen.

*I have a dream, a song to sing
To help me cope with anything
If you see the wonder of a fairy tale
You can take the future even if you fail
I believe in angels*

Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie Kevin sich langsam entspannt. »Erinnerst du dich, wie wir als Kinder immer dazu getanzt haben?«

Natürlich erinnere ich mich daran. Die Platte hatte ich zum 6. Geburtstag von meiner Oma geschenkt bekommen. Kevin war damals mein einziger Freund. Ich verbrachte eine Menge Zeit bei ihm und seinem Großvater, deshalb war er natürlich dabei, als ich das Geschenk gespannt aufriss. Ungefähr einen Monat danach hörten diese Besuche auf. Ich hatte nie verstanden, warum.

»Ja«, antworte ich.

Ich sehe mich selbst noch Jahre danach auf meinem Bett sitzen, die Platte hören und mich an die schöne Zeit erinnern.

»Ich erinnere mich noch an vieles aus dieser Zeit. Weißt du noch, wie wir eingeschult worden sind? Ich hatte furchtbare Angst, aber du hast mich beruhigt.«

»Ja, du dachtest, unsere Klassenlehrerin wäre ein Monster, und ich musste immer für dich sprechen, weil du so schüchtern warst.«

Das Lied endet und wir biegen in eine Einfahrt. Durch das Fenster sehe ich einen dichten Wald. Nach einer Weile hält das Auto und Kevin gibt mir ein Zeichen, dass ich aussteigen soll. Wir stehen vor einem großen, alten, einschüchternden Backsteinhaus. Ich gucke ihn mit großen Augen an.

»Wo sind wir hier?«

»Ich bringe dich zu einem sicheren Ort.«

»Zu was für einem Ort?«

»Ein Kinderheim.«

Wut steigt in mir auf. Bis zu diesem Zeitpunkt dachte ich, wir machen einen Ausflug. An einen schönen Ort, weit weg von zu Hause. Vielleicht an einen See. Wir hätten über alte Zeiten geredet und gelacht, wir wären uns näher gekommen. Niemals hätte ich gedacht, dass er zu so etwas in der Lage sein würde.

»Wieso tut du mir so etwas an? Ich habe zuhause so viele Erinnerungen. Das kannst du mir doch nicht einfach so wegnehmen!«

»Beruhige dich erst mal ...«

»Wie soll ich mich da beruhigen? Du zerstörst gerade mein Leben!«

»Du weißt genau, dass du in deinem Haus nicht mehr sicher bist. Das hast du doch an deiner Mutter gesehen. Du bist 16! Wie willst du so ganz alleine zurecht kommen?«

»Das hab ich doch all die Jahre auch geschafft, als du mit anderen Dingen beschäftigt warst.«

Ich merke, wie ich immer lauter werde.

»Ich will nur, dass du in Sicherheit bist«, unterbricht er mich mit barscher Stimme.

Schweigen.

Eigentlich hat er ja Recht. Ich bin in unserem alten Haus wirklich nicht mehr sicher. Ich denke daran, wie ich jedes Mal in Panik gerate, wenn der Postbote mit einem Päckchen meiner Oma an der Tür klingelt. Aber ich will Kevin nicht den Gefallen tun, zu zeigen, dass ich verstehe, warum er mich hierher bringt.

»Ich dachte, wir wären Freunde!?«

Schnell wende ich mich zu der großen Tür, damit er meine Enttäuschung nicht sieht. Ohne mich noch einmal umzudrehen, betrete ich die Eingangshalle.

Sofort kommt mir eine dicke, alte Frau entgegen. Ihre Schritte hallen in dem großen Raum.

»Willkommen in deinem neuen zu Hause«, sagt sie monoton, so als hätte sie es schon tausend Mal gesagt. Von ihrer rauchigen Stimme bekomme ich eine Gänsehaut.

Sie dreht sich ab und stolziert durch die Halle auf eine große Tür zu. Ich beeile mich, ihr zu folgen. Wir treten in einen großen Raum, der voll ist mit Kinder in meinem Alter.

»Ruhe!« Ich erschrecke erneut vor ihrer herrischen Stimme. »Wir haben eine Neue.«

Sie dreht sich zu mir um. »Stell dich vor!«

Nun wird es still. Alle schauen mich an. Ich versuche, meinen Namen auszusprechen, aber es kommt kein Ton heraus. Ich höre die Kinder miteinander tuscheln und langsam überkommt mich die Panik.

»Guck mal, die Neue.«

»Schau dir mal ihre Kleidung an.«

»Ist die stumm oder was? Ich glaube, sie hat ihre Zunge verschluckt.«

Ein Gelächter macht sich breit. Es fühlt sich an wie früher in der Schule. Nur ist diesmal kein Kevin da, der mich beschützt und vor den anderen verteidigt. Langsam fühle ich, wie mir die Tränen kommen.

»Heult die jetzt etwa?«

Ich bin kurz davor, mich einfach umzudrehen und wegzulaufen, doch da ergreift die Heimleiterin das Wort: »Gut, wenn du dich nicht vorstellen willst, übernehme ich das. Das ist Doreen, Doreen Meier. Laura, zeig der Neuen das Heim!«

Ein Mädchen mit dunklen Haaren erhebt sich von ihrem Platz. Sie geht an mir vorbei, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Die Heimleiterin versetzt mir einen kleinen Stoß und ich folge dem Mädchen. Sie zeigt mir zuerst die Bücherei. Dort ist es dunkel und modrig. Die Bücher stehen in großen Regalen, die bis an die Decke reichen. Ich kann mir vorstellen, dass das ein guter

Rückzugsort ist. Danach gehen wir in einen großen Waschsaal und ich frage mich, warum das Mädchen bis jetzt noch nichts gesagt hat, aber es ist mir recht. Wir verlassen den Waschsaal und gehen einen langen Korridor entlang, bis zur Zimmernummer 13. Wir betreten den Raum.

»Danke«, sage ich.

»Denk bloß nicht, wir wären jetzt Freunde«, antwortet das Mädchen knapp.

»Man hält sich hier lieber von Außenseitern fern!«

Die Tür fällt hinter ihr zu, als sie das Zimmer verlässt. Nun ist es ganz still. Ich gucke mich kurz um und schmeiße mich dann auf mein neues Bett. Wie soll ich das hier nur aushalten?

• 5. EMPFÄNGER VERZOGEN (HANNELORE KNECHT) •

Um vierzehn Uhr komme ich sehr erschöpft zuhause an und muss mich erst mal hinsetzen, weil mich der Aufstieg in den fünften Stock immer sehr viel Kraft kostet. Dafür habe ich hier einen schönen Ausblick. Nach zwanzig Minuten fühle ich mich wieder gestärkt und beginne, endlich meinen Einkauf auszupacken. Während ich alles in die Schränke räume, klingelt es plötzlich an der Tür.

»Wer könnte das sein?«, denke ich laut, »Ich erwarte doch niemanden«. Schnell lege ich die letzten Sachen in den Kühlenschrank und öffne die Tür.

Ich bin sehr verwundert, denn dort steht der Postbote.

»Hallo, Herr Postbote«, sage ich sehr erschöpft, »was führt Sie denn hier her? Ist das Paket für mich?«

»Ja, Frau Knecht«, antwortet er höflich, »das Päckchen konnte nicht zugestellt werden, da die Adresse nicht mehr bewohnt ist.«

Ich bin schockiert. »Was?«, rufe ich, »Das kann nicht sein! Ich schicke doch jede Woche ein Päckchen in den Osten ... Aber Sie können ja nicht wissen, was da los ist ... Schönen Tag noch«.

Nachdem der Postbote gegangen ist, fällt es mir wieder sehr schwer zu atmen, deshalb setze ich mich lieber schnell aufs Sofa, bevor ich umkippe. Mein Atem beruhigt sich, aber meine Gedanken nicht. Ich schaue auf das Paket in meinen Händen und denke: Wie kann das sein? Geht es Doreen gut? Ich weiß nicht, was ich machen soll ... Soll ich nach Ostberlin fahren? Ich fürchte, dafür bin ich viel zu schwach ... Aber ich schicke ihr doch jede Woche ein Paket mit Strumpfhosen, Schulheften, Schokolade und Bonbons, manchmal ist auch Kaffee dabei, das Kind ist ja schon groß, und sie schickt mir doch immer Briefe, wie es ihr geht ... Gerade letzte Woche hat sie mir doch geschrieben, dass es ihr gut geht ... Was kann passiert sein? Wurde sie entführt? Oder wurde sie von der Stasi eingesperrt? Und wenn ja, warum? Soll ich nach ihr suchen? Habe ich die Kraft dazu? Vielleicht geht es ihr auch gut und sie ist einfach nur umgezogen? Aber dann hätte sie mir doch Bescheid gesagt ... Ich verstehe das nicht ... Soll ich meine letzte Kraft dafür aufbrauchen, um es zu verstehen?«

Ich sitze auf dem Sofa, in meinem Kopf drehen sich die Fragen wie in einem Karussell. Mir ist ganz schwindelig. Seit Kerstin tot ist, habe ich niemanden, mit dem ich über meine Probleme reden kann. Die einzige Person, mit der ich jetzt sprechen könnte, wäre mein Nachbar Karl Heinz, aber ich denke nicht, dass es ihn wirklich interessiert.

• 6. TOTE FEINDE (KEVIN STAHL) •

Es ist kalt und regnet draußen, was für ein furchtbarer Tag. Ich sitze hier und mache meine Arbeit. Auf einmal klingelt das Telefon, ich gehe zum Telefon rüber. Als ich den Hörer abhebe, höre ich die gebrochene Stimme eines alten Mannes; erst nach einigen Sekunden realisiere ich, dass es die Stimme meines Großvaters ist. Er hört sich nicht gut an, ich weiß sofort, worum es geht und hoffe trotzdem, dass ich mich irre. Als er mich fragt, ob ich ihn ein letztes Mal besuchen will, läuft es mir kalt den Rücken runter. Natürlich willige ich ein, ich gehe sofort zu General Wolf und frage ihn, ob ich den Rest des Tages frei bekommen kann; er willigt mit einem simplen Nicken ein. Ich mache mich sofort auf den Weg zum Haus meines Großvaters.

Als ich vor der Tür meines Großvaters ankomme, bleibe ich einen Moment stehen, ehe ich die Tür öffne. Langsam setze ich zwei Schritte ins Haus; die Dielen unter meinen Füßen knarren. Das Schlafzimmer meines Großvaters ist am anderen Ende des Flurs; ich bewege mich auf die offene Tür seines Schlafzimmers zu, als ginge ich unter Wasser. Fritz liegt in seinem Bett und sieht mich mit blassen Augen an, er freut sich, mich zu sehen, ein Lächeln huscht über sein Gesicht.

Er sagt, er muss mir etwas erzählen, und zwar, was zwischen ihm und Hannelore früher passiert ist. Die Geschichte beginnt und ich bin sofort an seine Lippen gefesselt, die Geschichte beginnt in einem warmen Sommer vor ungefähr 60 Jahren, an einem Tag, als er zum Bäcker ging um sich ein belegtes Brötchen zum Frühstück kaufen wollte. Da sah Fritz ein wunderschönes Mädchen in der Ecke des Ladens stehen. Zunächst war er gespaltener Meinung, ob er sie ansprechen solle oder nicht; schlussendlich sprach er sie nicht an. Aber er beschloss, sie auf ihrem Weg nach Hause zu beobachten und herauszufinden, wo sie wohnt. Das tat er auch. Danach ging er wie üblich zur Arbeit und alles lief eigentlich wie an einem normalen Tag, nur konnte er das Mädchen nicht mehr aus seinem Kopf kriegen. Auch an den nächsten Tagen konnte er an nichts anderes mehr denken als an sie. Also entschied er sich dazu, sie zu fragen, ob sie mit ihm ausgehen würde. Er kaufte Rosen, kaufte sich Parfum und lieh sich sogar einen Anzug. Dann kam endlich der Tag, auf

den er sich schon so lange gefreut hatte. Die Sonne ging auf, die Vögel zwitscherten und es war einfach nur ein wunderbarer Tag, aber er fühlte sich im Gegensatz zu den letzten Tagen nicht mehr so toll. Obwohl er es sich ganz fest vorgenommen hatte, sie an diesem schönen Tag anzusprechen, kamen ihm am Morgen plötzlich Zweifel, ob sie ihn überhaupt noch erkennen würde. Er befürchtete, sie könnte ihn eiskalt wieder wegschicken. Dennoch nahm er all seinen Mut zusammen, zog den Anzug über und ging los, um sie endlich zu fragen. Auf dem Weg zu ihrem Haus überkamen ihn wieder die Zweifel. Und er war wieder unsicher, ob er nicht doch umkehren und besser versuchen sollte, sie einfach zu vergessen; aber er wusste genau, dass er das nicht konnte. Also ging er weiter.

»Als ich schlussendlich vor ihrer Tür stand«, erzählt Fritz mit dünner Stimme, »pochte mein Herz wie als würde es explodieren; aber trotz all meiner Nervosität brachte ich mich dazu, die Klingel zu drücken. Als die Tür aufging, dachte ich, ich würde sterben. Zuerst konnte ich nur stotternd reden, aber nach ein paar: »Ich ... Ich ...«, legte ich einfach los und redete über das Stottern hinweg. Ich sagte: »Du kennst mich vielleicht nicht, abababer ich wollte dich fragen, ob du vielleicht Lust hättest, mal mit mir auszugehen?« Und dann überreichte ich ihr die Blumen. Sie wusste zuerst nicht, wie sie reagieren sollte, aber irgendwann sagte sie: »Ja.« Ich versprach ihr, sie in eines der teuersten Restaurants der Stadt einzuladen. So ging ich voller Freude nach Hause, mein Grinsen ging mir bis über die Ohren, so sehr freute ich mich. Die nächsten Tage waren, als wäre ich im Himmel, jeder Tag war einfach wunderschön; es war völlig gleichgültig, welche Dreckarbeit ich auf der Arbeit erledigen musste. Als dann der Tag anbrach, an dem ich sie wieder sehen sollte, packte ich all mein Ersparniss und machte mich bereit. Ich duschte fünfmal, putzte mir dreimal die Zähne und rasierte mich bestimmt zehnmal. Aber trotzdem fühlte ich mich nicht bereit für diese Verabredung, als hätte ich es geahnt ... Ich sagte mir, dass ich doch den schwierigsten Teil bereits hinter mir hatte, aber das hatte ich nicht. Als ich nämlich im Restaurant erschien, war sie nicht da. Also setzte ich mich an den Tisch und wartete geduldig. Frauen kommen gerne mit Verspätung, dachte ich, und bestellte schon mal eine Vorspeise. Und wartete, und wartete, und bestellte mir noch ein Getränk, schließlich

war ich hier im teuersten Restaurant der Stadt, da konnte man nicht einfach nur so sitzen und warten. Als sie nach einer Stunde noch immer nicht da war, redete ich mir ein, ihr wäre etwas Schlimmes passiert; ich begann, mir ernsthafte Sorgen zu machen. Nach einer weiteren halben Stunde ging ich schlussendlich nach Hause. Ich hatte so viel ausgegeben wie noch nie, meine ganzen Ersparnisse – verschwendet.

Die nächsten Tage ging ich nicht zur Arbeit, ich konnte einfach nicht. Stattdessen lag ich zu Hause im Bett und fragte mich, was ihr wohl zugestoßen war. Ob sie tot war? Oder war eines ihrer Familienmitglieder gestorben oder irgendetwas anderes sehr Wichtiges passiert? Ich redete mir immer wieder ein, dass sie einen guten Grund hatte, mich sitzenzulassen, aber schlussendlich wurde mir klar, dass sie damals, als ich sie gefragt hatte, einfach nur aus Mitleid zugestimmt hatte und niemals vorgehabt hatte, zu erscheinen.

Die folgenden Tage waren wie die Hölle für mich. Ich machte mir Vorwürfe: Warum war mir das nicht von vornherein klar gewesen? Warum war ich bloß so dumm? WARUM!?!? Alles war meine Schuld, ich war einfach nicht gut genug, sie war viel zu gut für mich ... Diese ganzen Selbstvorwürfe verandelten sich langsam aber sicher in einen unauslöslichen Hass auf sie und ihre Familie. Dieses ganze Pack von Bastarden verdiente es nicht, zu leben! Ich beschloss, mein ganzes Leben darauf zu verwenden, Hannelore und ihrer Brut das Leben zur Hölle zu machen..«

Fritz' Stimme versiegt. Ich kann sehen, wie ihm das Sprechen immer mehr Mühe bereitet. Ich sage nichts, aber mein Blick zeigt ihm, dass ich ihm zuhöre, dass ich warten kann.

»Die Hölle, die ich in den letzten Jahren ... Jahrzehnten ...« Sein Atem rasselt.
»... durchmachen musste, um ihnen das zu geben, was sie verdienen ...«

Aus seinem Sprechen ist ein Flüstern geworden. Ich habe das Gefühl, dass er gar nicht mehr klar denken kann.

»Ich höre dir zu, Fritz«, sage ich und streichle seine Hand.
»... Aber sie nicht umbringen«, fährt er irgendwann fort, »das wäre zu angenehm ...« Ein Gurgeln dringt aus seiner Kehle, ich glaube, Fritz versucht zu lachen. »Ich wollte ihnen alles nehmen, so dass sie nur noch eine komplette

Plötzlich schaut Fritz mir direkt in die Augen. Sein Blick macht mir Angst.
»Und nun bitte ich dich, mein Enkel ... Wirst du meine Lebensaufgabe fortführen? Ich fühle, dass es bald aus ist mit mir ... Mein Enkel ...«
»Ruhig, Fritz«, sage ich, und spüre, wie mir die Tränen kommen, »reg dich nicht auf, ich bin da ...« Aber Fritz ist noch nicht fertig.
»Gibst du mir dein Wort«, stöhnt er, »wirst du meine Ehre wieder herstellen?«
Sein letzter Satz geht in ein wildes Bellen über. Ich reiche meinem Großvater ein Taschentuch, doch der Hustenreiz vergeht so schnell, wie er gekommen ist. Das Taschentuch ist blutgetränkt, die Augen meines Großvaters stehen starr. Ich glaube, die Antwort auf seine Frage kann er schon nicht mehr hören. Mein blasses: »NEIN ...«, übertönt seinen letzten Atemzug.

• 7. WALDGEFLÜSTER (DOREEN MEIER) •

Ich sitze in der einfach eingerichteten, grau gestrichenen Bücherei, wo ich mir ein Buch greife, welches ich eigentlich gar nicht lesen möchte. Es handelt von einer total kitschigen, einfallslosen und schlecht geschriebenen Liebesgeschichte, welche ich gefühlt schon hundertmal gelesen habe. Während ich Seite für Seite durchblättere, nehme ich eine Diskussion der Heimleiterin wahr.

»Besuchszeiten sind heute schon gewesen.«

Ihre alte, verrauchte Stimme ist definitiv nicht zu überhören. Durch diese nervtötenden Laute der Heimleiterin ist es mir nicht mehr möglich, mich auf mein Buch zu konzentrieren. Ich lausche. Eine männliche Stimme sucht nach jemandem. Nach mir. Tritte ertönen und quietschend öffnet sich die Tür. Kevin tritt herein und für einen Moment hört mein Herz auf zu schlagen. Ich bin glücklich. Glücklich, ihn zu sehen.

»Komm mit!«, ruft Kevin mir mit nervöser und leicht geflüsterter Stimme zu.

»Ich muss mit dir reden.«

Ich gehe mit ihm in den anliegenden Wald, welchen ich eigentlich nie hatte betreten wollen.

»Warum der Wald?«, frage ich ihn.

»Hier fühle ich mich sicher. Sicher vor fremden Ohren. Feindkontakt ist mir verwehrt«, antwortet Kevin unsicher.

Auf unserem Weg sprechen wir kein Wort miteinander; ich versuche, ihn mit meinen Blicken zu erreichen, doch er weicht diesen aus.

»Mein Opa ...«, sagt er irgendwann mit geneigtem Kopf, »... er ist verstorben.« Wir schauen uns an und ich nehme ihn unüberlegt einfach in den Arm. Es fühlt sich gut an. Ich spüre sein Herz rasen und ich versuche, ihn zu beruhigen. Eine Träne trifft meine Schulter und ich löse mich aus der Umarmung. Wir schauen uns an und ich ergreife das Wort:

»Hör mal«, sage ich, »kann ich dir vertrauen?«

»Aber natürlich!« Kevin schaut mich mit feuchten Augen an.

»Ich möchte ...«, stottere ich leise vor mich hin, »Ich möchte gehen.«

»Wie? Wohin gehen? Zurück ins Heim?«

24 Ich sehe Kevins verwirrten Blick starr auf mich gerichtet.

»Nein, zu meiner Großmutter.«

»Du meinst doch nicht etwa deine Großmutter Hannelore?« Kevin klingt anklagend. »Du bist doch kein Stück besser als sie.«

Ich schlucke, doch meine Stimme klingt fest.

»Doch«, sage ich, »und wenn du mich nicht allzu sehr dafür hasst, dann bitte ich dich, mir zu helfen. Ich vertraue dir. Du bist der einzige Mensch, der mich noch hier hält. Ich muss meine Großmutter kennenlernen, solange sie noch lebt!« Kevins Blick wird kalt. Ich kann kaum verstehen, was er sagt, er spricht sehr leise, fast nur für sich:

»Eine Flucht in den Westen also ... Du weißt schon, dass du dein Vorhaben gerade einem Auszubildenden der Staatssicherheit angekündigt hast.«

Erst in diesem Moment wird mir klar, was für ein furchtbare und dummer Fehler es von mir war, Kevin ins Vertrauen zu ziehen. Ich bin mir einfach immer sicher gewesen, dass er derjenige ist, der mich in allen Dingen unterstützt. Ich hätte noch einmal darüber nachdenken müssen.

»Du wirst mir nicht helfen ... Oder?«, frage ich ihn verunsichert.

Kevins Blick wird wärmer. »Hör mal, Doreen. Es ist meine Aufgabe und Bestandteil meiner Ausbildung, Leute wie dich einzusperren! Noch bin ich in der Rangordnung weit unten, aber – Du kannst und darfst deine Pläne nicht an mir orientieren.«

Lange sagen wir gar nichts. Dann endlich nehme ich all meinen Mut zusammen. »Es tut mir leid, dich in diese Lage gebracht zu haben«, sage ich tapfer.

»Ich werde mich von dir distanzieren.«

Auf einmal fühle ich mich unvollkommen und alleine. Tränen strömen unkontrolliert meine Wangen herunter. Es ist mir furchtbar unangenehm und ich bin enttäuscht, mehr von ihm erwartet zu haben. Ich bin aber auch naiv! Ich wende mich von ihm ab und gehe in Richtung Heim. Kevin folgt mir und ich beschleunige meine Schritte. Irgendwann rennen wir beide, bis er nach meinem Arm greift. Ich breche zusammen und sinke langsam zu Boden. Er kniet sich zu mir herunter und umarmt mich auf eine Art und Weise, wie er es noch nie getan hat. Ich weiß nicht, wie lange wir so sitzen. Doch seine Umarmung verleiht mir eine gewisse Wärme und ich beruhige mich.

»Doreen ...«, Kevin sucht seine Worte. »Ich würde gerne mit dir kommen, 25

• 8. LEHRGELD (THORSTEN WOLF) •

weil ich dich am liebsten jede freie Sekunde bei mir haben würde. Gleichzeitig muss ich gerade jetzt meinen Großvater stolz machen. Was soll ich nur tun? Du bist doch alles für mich ...!«

»Du doch auch für mich, Kevin!«, antworte ich, noch ehe ich darüber nachdenken kann. »Aber ich bin eine Bedrohung für deine Zukunft, und ich bin mir nicht sicher, ob all das richtig ist. Ich muss die Verantwortung für dieses Vorhaben ganz alleine übernehmen – es ist ein gravierender Fehler gewesen, dich da mit reinzuziehen. Es tut mir so leid!« Tausende von Gedanken und Ängste jagen durch meinen Kopf und ich kann sie nicht verbannen.

Plötzlich wirkt Kevin sehr gefasst. »Für dich würde ich alles tun, Doreen. Ich möchte meine Zukunft mit dir verbringen, und wenn es nötig ist, werde ich mit dir gehen. Aber bitte – lass mir ein bisschen Zeit, diesen Schritt genau zu überdenken. Das ist eine riesen Aktion, die mein ganzes Leben von Grund auf ändern wird. Okay?«

Ich nicke, erst unsicher, dann überzeugt.

»Und bitte«, fährt Kevin fort, »verschwende keine Trauer darauf, mir erzählt zu haben, was du vorhast. Ich würde nie etwas tun, das dich gefährdet! Niemals!«

Darauf macht Kevin einen Schritt auf mich zu und ich kann eine gewisse Unsicherheit in seinen Augen erkennen. Er neigt den Kopf und drückt seine vollen und weichen Lippen auf meine. Ich stehe starr da und er geht einen Schritt zurück. Es ist schön.

Es ist 5:30 Uhr, das heißt Schichtbeginn, und Kevin ist mal wieder unpünktlich. Ich gehe in die Küche und hole mir meinen zweiten Kaffee, wie immer mit viel Milch und wenig Zucker. Ronny ruft noch: »Auf Wiedersehen« und die Tür knallt. Ein Auto fährt los und ich bin jetzt ganz allein, die schöne Sekretärin kommt erst um halb acht.

Später, um ungefähr 6:05 Uhr, erscheint Kevin. Endlich. Er tritt verschlafen in die Küche und grüßt mich müde. Ich sehe ihn an und gucke wieder auf meinen Kaffee, ehe ich den Mund aufmache.

»Warum bist du schon wieder zu spät, Kevin?«

Kevin sagt, dass es ihm Leid tätte, aber sein Rad sei platt gewesen.

Ich glaube ihm kein Wort und gehe ins Büro. Kevin wird immer komischer und verändert sich sehr. Was ist los mit ihm? Am Anfang seiner Ausbildung war er motiviert und kaum zu ersetzen. Ich muss mal mit ihm reden.

Ich rufe ihn in mein Büro; ein paar Sekunden später steht Kevin in der Tür. Er guckt mich fragend an. Ich will nicht um den heißen Brei reden und lege gleich los.

»Ich bin enttäuscht von dir«, sage ich. »Du veränderst dich, mein Junge!«

Kevin sagt, er vermisst seinen Großvater und könne in letzter Zeit kaum noch schlafen.

Ich werde milder. Ich weiß, dass er bereits seine Eltern verloren hat. »Willst du, dass ich dich in psychiatrische Behandlung gebe?«, frage ich. »Vielleicht geht es dir danach besser.«

Aber Kevin lehnte mein Angebot ab und sagt, dass er das schon selber hinbekommen und seine Ausbildung fortsetzen möchte.

Nachdem er mein Büro verlassen hat, komme ich ins Grübeln. Irgendwie kann ich nicht glauben, dass es nur mit seiner Familie zu tun hat. Vielleicht gibt es andere Probleme. Vielleicht wird Kevin von irgendjemandem bedroht. Ich greife nach dem Telefon und wähle Ronnys Privatnummer. Der Kerl wird jetzt natürlich schlafen, aber das ist mir egal. Während das Wartezeichen ertönt, fällt mir jedoch ein, dass ich Kevin selbst beobachten kann. Dann muss ich Ronny nicht wecken und auch keinen Bericht über den Vorgang schrei-

ben. Schnell lege ich wieder auf, erhebe mich von meinem Schreibtisch und gehe in den Aufenthaltsraum, wo Kevin über seinem Lehrbuch hängt.

»Du kannst nach Hause gehen«, sage ich in fürsorglichem Ton. »Man merkt, wie dich die Sache mitnimmt. Ich bin nicht sauer auf dich, keine Sorge. Ruh' dich ein wenig aus, und wenn es dir besser geht, dann kommst du wieder.« Kevin fragt unglaublich, ob ich mir sicher sei.

»Sicher!«, antworte ich.

Also steht er auf, packt sein Lehrbuch in seine Tasche und schaut mich mit einem dankbaren Blick an, ehe er das Gebäude verlässt und sein Fahrrad aufschließt.

Ich wühle noch rasch in einer Kleidungskiste nach einer Perücke und finde eine mit mittellangen schwarzen Haaren, so kann man meine graublonden Haare nicht sehen. Dann gehe ich mit schnellen Schritten raus und schnappe mir mein Fahrrad, schwinge mich auf den Sattel und versuche, Kevin ins Blickfeld zu bekommen.

Nach knapp zwei Minuten sehe ich ihn an einer Kreuzung. Doch auf einmal biegt Kevin nach links ab, obwohl er eigentlich geradeaus weiterfahren müsste. Ich folge ihm weiter, bis er an einer Kirche stoppt. Kevin steigt ab und geht mit gesenktem Kopf in die Kirche. Ich gehe bis zum Kirchentor und bleibe erst mal stehen, ehe ich ihm in das Gebäude folge. Kevin kniet sich vor den Altar. Plötzlich steht Kevin auf und geht zum Ausgang. Ich gehe schnell um die Ecke und warte, bis er wieder auf seinem Rad sitzt. Dann eile auch ich zu meinem Fahrrad, um ihm hinterherfahren zu können, doch Kevin hält überraschend inne und guckt mir genau ins Gesicht. Danach tut er so, als wenn nichts passiert wäre.

Kevin fährt ganz normal weiter. Anscheinend hat er mich nicht erkannt. Also folge ich ihm bis zu einem Kiosk. Diesmal warte ich knapp sieben Meter von ihm entfernt.

Kevin kauft sich ein Brötchen und eine große Flasche Wasser, ehe er zu seinem Rad zurückkehrt. Auf dem Weg schaut er sich wieder um, und wieder guckt er mir genau ins Gesicht.

Ich beschließe, dass es mir für heute reicht; das Risiko ist mir zu hoch, von

Am nächsten Tag erscheint Kevin pünktlich um 5:30 Uhr. Er begrüßt mich, als wenn nichts passiert wäre. Er ist erstaunlich gut drauf und fragt mich, wann genau die Prüfung ist.

»In zwei Wochen«, antworte ich. »Kannst du die Themen schon gut?«

Kevin antwortet, er müsse noch ein wenig üben, aber dann sollte es klappen.

»Du musst das aus dem Schlaf heraus können«, bemerke ich daraufhin. »Ich habe damals nächtelang durchgelernt, habe meine Freunde vernachlässigt und musste eine Menge Kaffee trinken. Das war eine harte Zeit, aber ich finde, es hat sich gelohnt. Willst du auch einmal die gleiche Position wie ich erreichen?«

Kevin antwortet mit glänzenden Augen.

»Ich hatte zwar teilweise großes Glück«, fahre ich fort, »aber ich habe auch echt hart gearbeitet damals. Mein Oberoffizier verstarb bei einem tragischen Unfall, während einer Übung. So wurde ich zum Oberoffizier, und als der General in seine verdiente Rente ging, wurde ich zum neuen General ernannt. Es war Glück, dass ein junger, aber erfahrener Beamter gesucht wurde.«

»Ich wäre so gerne wie du«, sagt darauf Kevin.

Ich lächle Kevin an und denke, dass ich mich vielleicht doch nicht in ihm getäuscht habe.

Nach meinem Feierabend gehe ich noch mit meinem einzigen Freund von früher ein Bier trinken. Er hat immer Zeit für mich, da er wie ich keine Frau oder Kinder zu Hause hat. In meinem Beruf habe ich einfach keine Zeit für Familie. Meine anderen Freunde von früher wohnen inzwischen am Strandrand oder ich habe aus beruflichen Gründen keinen Kontakt mehr zu ihnen. Daher ist es schön, wenigstens einen Freund in der Stadt zu haben. Einer reicht auch, mehr brauche ich nicht.

• 9. FLUCHTPLÄNE (KEVIN STAHL) •

Ich gehe den langen dunklen Weg durch den Wald in Richtung Heim. In meinem Kopf geht es drunter und drüber.

»Sollte ich ihr wirklich helfen?«, denkt es dort, »Ich liebe sie, aber ich möchte meine Ausbildung nicht gefährden ... Thorsten Wolf ist wie ein Vater für mich, ein Vater, wie ich ihn nie hatte ... Jetzt habe ich auch noch meinen Großvater verloren, kann ich da noch meine große Liebe aufgeben, für meine neue Familie, die Stasi? Aber genau dieser Großvater hat Doreens Familie das Leben zur Hölle gemacht! Was würde wohl Wolf an meiner Stelle tun? Ich würde ihn am liebsten fragen, aber wie sollte ich das formulieren? Nein! Diese Alternative habe ich nicht! Verdammt ... Warte! Hat sich da nicht etwas im Busch bewegt?«

Aus dem Busch, an dem ich gerade vorbeieile, springt eine schildpattfarbene Katze.

»Hast du mir einen Schrecken eingejagt, du kleines Fellknäuel!«, rufe ich erleichtert. So ängstlich bin ich sonst nicht. Die Katze maunzt und verschwindet wieder im Busch.

Endlich bin ich im Heim angekommen; zögernd öffne ich die Tür. Die merkwürdige Frau am Empfang schaute mich grimmig an.

»Was kann ich für Sie tun?«, raunzt sie.

»Ich möchte gerne mit meiner Informantin Doreen Meier sprechen«, antworte ich mit fester Stimme, obwohl mir die Unruhe noch in den Knochen steckt.

»Die Treppe rauf, zweite Tür links«, antwortet die Frau. »Klopfen Sie bitte vorher an.«

Mit einem leichten Nicken verabschiede ich mich und gehe die knarrende Treppe hinauf. Auf dem Weg nach oben kommen mir zwei glatzköpfige Kinder, vermutlich Brüder, entgegen; ich schaue ihnen hinterher. Als ich wieder nach vorne gucke, steht eine schöne junge Erzieherin vor mir. Obwohl ihr Mund lächelt, kann man die Trauer in ihren großen Augen erkennen.

»Die Kinder strahlen eine bemerkenswerte Lebensfreude aus, finden Sie nicht? Ich bringe es nicht übers Herz, Ihnen zu sagen, dass vielleicht der nächste Tag

Ich werde auf eine seltsame Art neugierig.

»Was haben die beiden denn, warum könnte jeder Tag ihr letzter sein und warum haben sie keine Haare auf dem Kopf?«

Die Erzieherin senkt ihren hübschen Kopf. »Diese beiden Brüder, Max und Moritz, haben Krebs. Es wurden bereits verschiedene Methoden ausprobiert, um sie zu heilen, aber nichts hat funktioniert. Ihre Eltern sind kurz nach ihrer Geburt gestorben, und kurz darauf wurde schon der Krebs diagnostiziert ...« Als die Frau diesen Satz beendet, wird mir einfach nur noch schlecht. Wie kann es sein, dass diesen Geschwistern Max und Moritz schon so viel Schlechtes widerfahren ist? Plötzlich kommen mir meine Probleme ziemlich klein vor. Die Frau verabschiedet sich und geht die Treppe hinunter, während ich weiter hinaufsteige, in Richtung von Doreens Zimmer. Ich will gerade klopfen, als ich von hinten überrascht werde. Ich schreie auf. Wie schreckhaft ich heute bin! Dabei waren es nur ein paar Kinder, die sich einen Spaß mit mir erlaubt haben.

Ich muss sehr laut gewesen sein, denn als ich meinen Blick wieder zur Tür wende, steht diese offen und Doreen schaut heraus. Wir haben kaum Augenkontakt aufgenommen, schon fallen wir uns in die Arme.

Nach einer kurzen Begrüßung und Komplimenten verschwinden wir in ihrem Zimmer. Dort trete ich gleich ans Fenster und ziehe die Vorhänge zu. Dann blicke ich mich im Zimmer um und entdecke das Radio auf dem Nachtischchen. Ich sehe Doreen an und deute auf das Radio. Doreen nickt und schaltet es ein, sofort dröhnt Head over Heels von ABBA durch den Raum. Wir lächeln uns an.

Da ich immer noch nicht weiß, ob ich ihr helfen soll, warte ich erst einmal ab, was sie zu sagen hat.

»Also ...«, beginnt Doreen irgendwann, »Kevin ... Mensch, es ist sooo schön, dich wiederzusehen!« Gegen das plärrende Radio kann ich sie kaum verstehen, gut so. »Du weißt, dass ich unbedingt zu meiner Großmutter möchte, daran hat sich nichts geändert ... Ich muss dringend wissen, wie sie dort im Westen lebt ...«

Ich sage nichts, ich nicke.

»Wirst du mir helfen, Kevin?«

Ich hätte gedacht, ich würde spätestens jetzt wissen, was ich auf eine solche Frage antworten soll. Leider fühle ich, als wäre mein Kopf ein einziges Vakuum. Hoffentlich kann Doreen es mir nicht ansehen, wahrscheinlich hat mein Gesicht die Farbe einer Leiche angenommen. Warum?, denke ich, Warum!? Warum können sich Herz und Kopf nicht einigen? Mein Herz sagt mir, dass ich ihr helfen muss, schließlich liebe ich sie! Doch gleichzeitig befiehlt mir mein Kopf, sie festzunehmen: Für Wolf, der mittlerweile wie ein Vater für mich ist, für Fritz und für mein Land, das ich liebe.

»Alles okay?«, fragt Doreen irgendwann. Ich weiß nicht, wie lange ich geschwiegen habe, ABBA ist längst fertig mit ihrem Stück, inzwischen dröhnt ein Schlager aus dem Radio.

»Ähm«, räuspere ich mich, »ja ... Ich habe nur ein bisschen geträumt ...« Jetzt, jetzt ist der Moment gekommen, in dem ich mich entscheiden muss. »Also ... Doreen ...«, versuche ich, »du willst also wirklich in den Westen fliehen, da muss ich dir sagen ...« Ich schlucke. Und plötzlich weiß ich es. »Ja!«, rufe ich aus, »Ja, ich helfe dir, zu fliehen!«

Kaum habe ich diesen Satz herausgebracht, da springt Doreen schon auf und fällt mir um den Hals. Ich habe Mühe, mich zu halten, aber für so einen starken Kerl wie mich ist das ja kein Problem.

Wir setzen uns aufs Bett und fangen an, einen Plan zu schmieden:

»Also, Doreen. Zuerst müssen wir uns überlegen, wie wir über die Grenze kommen. Wann der richtige Zeitpunkt ist. Natürlich dürfen Wolf und seine Leute nichts davon mitbekommen. Hast du dir schon Gedanken darüber gemacht, wie du fliehen willst?«

»Selbstverständlich«, antwortet Doreen, »Ich tue hier nichts anderes ... Ich habe mir überlegt, dass du mir einen gefälschten Pass besorgst. Aber wir brauchen auch einen Plan B.«

»Es gibt da einen Tunnel«, schlage ich vor, »wie wäre es damit?«

Doreen schüttelt den Kopf. »Zu gefährlich«, sagt sie, »da würde ich doch lieber sagen, dass wir es über die grüne Grenze versuchen.«

Ihre Stimme zittert plötzlich.

»Nicht versuchen«, sage ich da, »wir schaffen das!« Ich nehme sie fest in den

davon überzeugt, dass alles gut wird.

»Die einzige Frage bleibt: wann?«, sage ich irgendwann.

Doreen lächelt. »Bis wann kannst du denn einen Pass besorgen?«

»Das ist nicht schwierig«, überlege ich, »den könnte ich dir schon morgen Vormittag bringen.«

»Dann kann ich ja morgen schon fliehen!«, ruft Doreen fast zu laut.

Ich gucke sie mit großen Augen an und frage mich, ob das alles eine gute Idee ist. Aber um die Sache nicht weiter durcheinander zu bringen, behalte ich meine Zweifel für mich. »Wir«, sage ich stattdessen, »ich denke mal, dass wir so gegen 19 Uhr fliehen können.«

Ein kurzer Blick auf meine Armbanduhr verrät mir, dass ich wieder los muss, wenn ich nicht Wolfs Misstrauen erregen will. Und der Pass muss ja auch noch besorgt werden. Also verabschiede ich mich von Doreen, obwohl ich es hasse, zu gehen. Am liebsten würde ich immer bei ihr sein.

Den Pass zu besorgen fällt mir wirklich nicht schwer. Wir haben einen ganzen Schrank voll davon in unserem Büro, da findet sich immer einer mit einem passenden Photo drauf. Was mir schwer fällt, ist das Gefühl, dass ich Wolf in den Rücken falle. Darüber denke ich immer und immer wieder nach. Ich glaube, ich hatte noch nie so ein schlechtes Gewissen. Heute ist der Tag, denke ich, der Tag, an dem ich mein altes Leben hinter mir lasse. Ich habe mich entschieden, ich werde mit Doreen in den Westen fliehen. Es fühlt sich gleichzeitig wunderbar an und sehr, sehr schrecklich.

• 10. GESTERN WIE HEUTE (HANNELORE KNECHT) •

Plötzlich wache ich mit einem Schreck auf, es ist noch Nacht. Ich habe geträumt, dass meiner Enkelin Doreen etwas Schreckliches passiert ist! In meinem Traum konnte ich sehen, wie Doreen von zwei schwarz gekleideten Herren entführt wird. Furchtbar. Ich reibe mir die Augen und gucke ins Schwarz. Nun verfolgen mich all die zurückgeschickten Päckchen schon bis in den Schlaf! Spätestens jetzt weiß ich, dass die Zeit gekommen ist, wieder über die Grenze zu gehen und meine Enkelin zu suchen. Vielleicht habe ich nicht mehr die nötige Kraft dazu, aber ich muss es wenigstens versuchen.

Am Morgen ziehe ich mich an, räume kurz die Wohnung auf, packe mir etwas Proviant ein und mache mich auf den Weg. Dabei muss ich an den Tunnel denken, den ich 1965 mit meiner Freundin Kerstin entdeckt habe, jenen Tunnel, der zur Kanalisation gehörte und uns beiden zum Verhängnis wurde ...

Es war Herbst gewesen, wie jetzt. Ich hatte Kerstin damals nach ihrer Ausbildung zur Einzelhandelskauffrau Monate lang nicht gesehen. An dem Tag hatten wir uns endlich wiedergetroffen. Ich war sehr glücklich, dass ich sie endlich wiedersehen konnte, ihr ging es damals genauso. Vor lauter Freude hatte ich ihr eine Goldkette gekauft. Kerstin fand sie genau so hübsch wie ich und legte sie sich gleich um.

Gemeinsam gingen wir zu einem Restaurant, um ihren guten Abschluss zu feiern, und als wir fertig gegessen hatten, waren wir noch kurz spazieren. Nur war der Verschluss der Kette, die ich Kerstin geschenkt hatte, nicht richtig geschlossen; plötzlich konnte ich sehen, wie sie von Kerstins Hals runtergefallen und in einem Gully verschwunden ist. Wir versuchten, den Gullydeckel hochzuheben, aber er war zu schwer. Da entdeckte ich fünf Meter weiter entfernt noch einen Gully und dann wieder einen – allesamt fest verschlossen, aber wir dachten uns gleich, dass die alle zusammengehören. Also folgten wir den Deckeln. Nach 70 Metern erreichten wir den Wald. Dort entdeckten wir ein großes Falltor am Boden, es war ganz mit gelben Herbstblätter bedeckt. Wir dachten, wenn wir dort hinuntergingen, könnten wir zurück zu dem Gully gehen, durch den die Kette gefallen war, also versuchten wir, das Tor anzu-

heben. Es war ganz leicht. Wir stiegen die Leiter hinunter, alles war dunkel und roch nach Schimmel. Ich hatte zum Glück meine Taschenlampe dabei, so konnten wir sehen, wo wir hintraten, als wir immer tiefer ins Dunkel stapften. Wir hatten beide Angst, trotzdem war ich neugierig, was uns in diesem feuchten Gang erwartete. Bald konnten wir uns nicht mehr orientieren, es war wie ein Labyrinth, es gab vier Abzweigungen und wir mussten uns entscheiden. Kerstin schlug vor, dem zweiten Tunnel zu folgen, aus irgendeinem Grund war sie sich sicher, dass die Kette dort liegen musste. Es wurde immer kälter und ich hatte langsam keine Hoffnung mehr, dass wir die Goldkette jemals wiederfinden würden.

Wir machten gerade eine kurze Pause, als wir plötzlich Schritte hörten. Es waren Grenzsoldaten, die auf uns zukamen.

»Stehen bleiben, sonst schießen wir!«, brüllten sie.

Ich zählte bis drei und wir liefen los. Doch da knickte Kerstin um und verletzte sich, sie konnte nicht mehr laufen.

»Hanni«, keuchte sie, »ich kann nicht mehr, lauf' ohne mich weiter, ich krieg' das schon hin!«

Aber das wollte ich nicht. Ich gab nicht auf und stützte sie, bis die Grenzsoldaten uns eingeholt hatten, und was ich mir nicht hatte vorstellen können, geschah: Sie schossen. Eine Kugel traf Kerstin in den Rücken, sie fiel zu Boden und ich konnte nur noch zuschauen, wie sie in meinen Händen verblutete.

»Lass' mich hier liegen«, sagte sie noch mit letzter Kraft, »rette dein Leben!« Ich zögerte kurz, doch dann konnte ich in ein paar Metern Entfernung die Leiter mit der Falltür erkennen; ich ließ Kerstin los, kletterte weinend aus dem Tunnel und rannte in den Wald. Einen Schuss konnte ich noch hören, aber die Grenzsoldaten liefen mir nicht hinterher. Vielleicht war ich zu schnell, ich war schon immer eine gute Läuferin gewesen; vielleicht waren sie aber auch schon zufrieden mit einer Toten.

Ich lief und lief immer weiter, immer tief in den Wald hinein, bis ich irgendwann stehen blieb und merkte, dass keiner hinter mir her war. Ich wusste nicht, wo ich war, und erst recht nicht, wo ich hin sollte, die Sonne ging langsam auf. So müde war ich noch nie gewesen, ich hatte keine Kraft mehr. Da hörte ich plötzlich Schweine grunzen und sah in der Ferne ein wunderschönes

Bauernhaus, dort lief ich direkt hin.

Als ich das Haus erreichte, kam eine Bauersfrau auf mich zu, sie hatte mich vom Fenster aus beobachtete.

»Von wo kommst du denn?«, fragte sie freundlich.

Ich sprach sehr leise, so ängstlich war ich, und sagte, dass ich aus dem Osten über gelaufen sei. Die Frau nahm mich ins Haus rein und brachte mir was zum Essen.

»Hier bist du sicher«, sagte sie, »die Grenze ist weit.«

Ich hatte Angst zurückzugehen und blieb bis heute im Westen.

Während um mich herum der Tag anbricht, überlege ich: Wenn ich heute noch einmal flüchten müsste, ich würde über die grüne Grenze fliehen. Deshalb gehe ich dorthin. Ich bin sehr aufgereggt. Seit Kerstin umgebracht worden ist und ich mich im Westen eingelebt habe, bin ich nie wieder drüben gewesen. Wie sehen die Grenzposten inzwischen aus? Tapfer setze ich einen Fuß vor den anderen. Langsam neigt sich der Tag, ich kann meine Beine nicht mehr spüren. In der Ferne sehe ich schon die grüne Grenze.

Wir hasten durch den Wald, das Herbstlaub raschelt unter unseren Füßen. Die Luft riecht nach Regen und Moos. Zu einem anderen Zeitpunkt hätte ich die rotgoldenen Blätter vielleicht bewundert, doch jetzt schenke ich ihnen keine Aufmerksamkeit. Ich bekomme Seitenstiche und bleibe schweratmend stehen.

»Komm, wir müssen weiter!«, spornt mich Kevin an.

»Ich ... kann ... nicht mehr ...«, bringe ich keuchend hervor.

»Wir schaffen das!«

Zweifelnd sehe ich ihn an. »Bist du dir sicher? Es könnte noch so viel passieren ...«

Er legt mir aufmunternd seine Hände auf die Schultern, die im Vergleich zu meinen ziemlich groß sind. »Ich lasse nicht zu, dass dir etwas geschieht, Doreen! Vertraue mir.«

Ich sehe hoch in den Himmel. Es dämmert schon, viel Zeit haben wir nicht mehr.

»Okay, lass uns weiter!«, sage ich euphorischer als ich mich fühle.

»Wir schaffen das!«, wiederholte Kevin seine Worte. Er beugt sich zu mir herunter und gibt mir einen flüchtigen Kuss. Dann nimmt er meine Hand und wir laufen wieder los.

Ich habe die Hoffnung schon fast aufgegeben, als wir die Grenze erreichen. Kevin hält meinen Arm fest und bedeutet mir, mich hinter einem Baum zu verstecken.

»Warte hier, ich gebe dir ein Zeichen, wenn du hervorkommen kannst.«

Ich präge mir seine Gesichtszüge ganz genau ein. Seine warmen, braunen Augen, die breiten Kieferknochen und seine geschwungenen, weichen Lippen, die mich zuversichtlich anlächeln.

»Viel Glück!«, flüstere ich, bevor ich mich hinter eine breite Eiche kauere.

Vorsichtig spähe ich an dem Baumstamm vorbei, wohl darauf bedacht, dass mich niemand sieht. Die Grenze ist eine einfache Absperrschanke mit zwei Wachposten, die sich angeregt über etwas unterhalten. Mein Blick fällt auf die Gewehre, die beide über ihre Schultern hängen haben. Um mich abzulen-

• 12. SHOWDOWN (KEVIN STAHL) •

ken, schaue ich hinter die Grenze. Noch mehr Wald. Aber gut geeignet, um etwaige Verfolger abzuhängen. Als die Wachposten hören, dass sich ihnen jemand nähert, greifen sie routiniert zu ihren Waffen. Selbst von meinem Versteck aus kann ich die Verwunderung in ihren Gesichtern sehen. Es kommt wohl nicht häufig jemand hierher. Was mich aber, ehrlich gesagt, nicht wundert. Als die Wachen sehen, dass es Kevin ist, nehmen sie ihre Gewehre runter und salutieren.

»Guten Abend, Genosse Generalslehrling Stahl! Was führt Sie hier her?« Kevin salutiert ebenfalls. »Guten Abend, Genossen. General Wolf hat mich geschickt. Ich soll Ihnen ausrichten, dass Sie sofort zum Hauptquartier kommen sollen.«

»Weshalb?«, der linke Wachposten klingt verunsichert.

Kevin antwortet, ohne zu zögern: »General Wolf hat mir keine Einzelheiten erzählt – aber Sie wollen sich doch nicht wirklich seinem Befehl widersetzen?« Der rechte Wachposten wirkt jetzt überzeugt, doch der andere zögert noch immer. Misstrauisch hakt er nach: »Warum schickt er ausgerechnet Sie? Ich dachte nicht, dass das in Ihre Zuständigkeit fällt.«

Kevin verbirgt die Verunsicherung gut, aber ich höre sie trotzdem in seiner Stimme. »Ich war gerade die einzige nicht beschäftigte Person. Außerdem genieße ich General Wolfs höchstes Vertrauen.«

»Aber wer überwacht dann die Grenze?«

»General Wolf hat mich angewiesen, hier Posten zu beziehen, bis Sie wieder zurück sind.«

Die letzten Zweifel scheinen ausgeräumt zu sein. Einer der Wachmänner reicht Kevin sein Gewehr. »Nur für den Fall, dass etwas passieren sollte. Aber eigentlich ist es sehr ruhig hier. Und auf Dauer auch langweilig. Sie können ja einen Vogel oder so abschießen. Bestimmt drückt der General bei Ihnen ein Auge zu.«

Mit diesen Worten verabschieden sie sich und verschwinden zwischen den Bäumen. Der Abend ist angebrochen. Man kann den Mond schon am Horizont erahnen. Bis jetzt läuft alles wie geschmiert. Hoffen wir mal, dass es so bleibt.

Ich warte noch ein paar Minuten, um sicher zu sein, dass die Wachposten auch wirklich verschwunden sind.

»Doreen, du kannst jetzt rauskommen«, rufe ich mit gedämpfter Stimme. Sie tritt aus dem Schatten einer großen Eiche. Die ersten Mondstrahlen durchbrechen die Wolkendecke und umschmeicheln ihr herzförmiges Gesicht. Ich kann nicht anders, als sie anzustrahlen. Zaghhaft erwiderst sie mein Lächeln.

»Mir kommt das alles wie ein Traum vor. Es ist zu verrückt, um real zu sein«, wispert Doreen.

Ich schließe sie in meine Arme und antworte: »Mir geht es ehrlich gesagt ähnlich. Noch vor wenigen Wochen hätte ich nicht mal im Traum daran gedacht, dass so etwas geschehen könnte. Und doch sind wir hier. Komm, wir haben es fast geschafft.«

Wir treten gerade an die Absperrschanke, als ein langsames, dumpfes Klatzen ertönt. Verwirrt drehe ich mich um und blicke in die Dunkelheit. Der Vollmond ist unsere einzige Lichtquelle. Also dauert es einen Augenblick, bis ich den Schatten erkenne, der sich uns nähert. Sind wir aufgeflogen? Das darf nicht sein, wir sind schon zu weit gekommen! Ich will Doreen gerade bedeuten, wegzu laufen, als ich erkenne, wer der Schatten ist. General Thorsten Wolf! Es läuft mir eiskalt den Rücken runter.

»Bravo, Kevin. Ich bin, gelinde gesagt, beeindruckt. Ich hätte nicht gedacht, dass ihr so weit kommt. Lass dir gesagt sein, dass die beiden Vollpfosten, die du überlistet hast, schon so gut wie gefeuert sind. Aber ich bin mir noch nicht sicher, was ich mit dir anstellen werde. Oder mit deiner reizenden Freundin. Davon abgesehen bin ich sehr enttäuscht von dir. Ich war davon ausgegangen, dass du dich nicht so leicht von weiblichen Reizen beeinflussen lassen würdest.«

Adrenalin strömt durch meinen Körper. Meine Lippen bewegen sich kaum, als ich Doreen zuflüstere:

»Ich lenke ihn gleich ab, und dann läufst du weg. Hast du mich verstanden?«

»Bist du verrückt«, gibt sie zurück, »er wird dich umbringen, siehst du das da an seinem Gürtel? Er trägt eine Waffe und er wird nicht zögern, sie zu benutzen.«

Obwohl Doreen leise spricht, höre ich die Angst in ihrer Stimme. Angst um mich. Angst um uns beide. Angst vor dem, was uns bevorsteht. Dann aber sagt sie laut und deutlich:

»Ich finde es schon fast traurig, dass Sie nicht wissen, was es bedeutet, jemanden bedingungslos zu lieben.«

Wolf staunt. Vielleicht fühlt er sich noch nicht angesprochen.

»Und nur, weil Ihnen Gefühle fremd sind«, fährt Doreen fort, »heißt das nicht, das sie nicht existieren.«

Ich habe nicht bemerkt, wie sie die Kappe aus ihrer Tasche geholt hat, doch jetzt ist sie in ihrer Hand. Doreen sieht trotzig zu Wolf, während sie sich die rote Kappe energisch auf den Kopf setzt. Vielleicht als Zeichen ihres unermüdlichen Kampfgeistes.

»Halt doch den Mund, du nutzloses Gör!«, keift der sie an. An mich gerichtet sagt er:

»Ich hatte gedacht, dass du mir ähnlich bist. Nun ja, da habe ich mich wohl getäuscht. Weißt du, Kevin, ich hatte große Stücke auf dich gesetzt. Du warst der Sohn, den ich nie hatte – nun hast du mich daran erinnert, wieso ich nie einen haben wollte. Die Wahrscheinlichkeit ist einfach zu groß, dass ein Sohn nicht meinen Erwartungen entspricht.«

Die Worte schmerzen, doch sie können meiner Liebe zu Doreen nichts anhaben. Als ich nichts erwidere, seufzt Wolf betont.

»Mir bleibt wohl nichts anderes übrig, als den Fehler, den ich gemacht habe, zu beheben.«

Wolf greift nach seiner Pistole, hebt langsam den Arm und entsichert sie. Das klackende Geräusch durchbricht die unschuldige Stille des Waldes und wirkt absolut fehl am Platz. Ich hoffe inständig, dass Doreen doch noch wegläuft. Wie zu erwarten bleibt sie eisern stehen.

»Das würde ich an Ihrer Stelle lassen, junger Mann!«, ertönt da eine forschere Stimme.

Verwirrt sehe ich zu Doreen. Sie sieht genauso verwirrt aus. Ich höre, wie Zweige zerbrechen und Laub raschelt. Die Geräusche scheinen von der anderen Seite der Grenze zu kommen! Völlig perplex starrt Wolf auf einen Punkt hinter uns. Das veranlasst Doreen und mich, uns umzudrehen. Aus dem

Schatten der Bäume tritt eine runzlige, ältere Dame mit stechendem Blick. Das ist das Letzte, was ich erwartet hatte. Die Frau kommt näher, ihr linkes Bein zieht sie kaum merklich nach.

»Wer sind Sie und was wollen Sie hier?«, Wolf tobt.

»Ich bin Hannelore Knecht, und Ihr Tonfall gefällt mir nicht, Sie ungezogener Bengel!« Unnachgiebig sieht sie Wolf in die Augen.

»Großmutter?«, ruft Doreen ungläubig.

»Ich werde es dir später erklären, Doreen.« Hannelore steigt etwas unbeholfen über die Absperrschanke. Sie richtet ihre Kleidung und geht erhobenen Hauptes weiter, bis sie neben uns steht. Mittlerweile hat sich Wolf wieder gefangen. Ungerührt schaut er Hannelore an.

»Wenn Sie jetzt noch verschwinden, werde ich Sie verschonen.«

»Ich denke nicht mal daran. Und jetzt nehmen Sie die Waffe runter. Sie könnten noch jemanden damit verletzen!«

Ohne Vorwarnung reißt Wolf seinen Arm hoch und drückt ab.

Die nächsten Sekunden kommen mir vor, als geschähen sie in Zeitlupe. Die Waffe hat Wolf direkt auf Doreens Herz gerichtet. Ich will sie warnen, weggeschubsen, irgendetwas machen, um sie vor dem sicheren Tod zu bewahren. Doch ich kann nichts tun als zuzusehen. Auch Doreen scheint unfähig, sich zu bewegen.

Doch dann ist plötzlich Hannelore da. Als hätte sie es vorausgesehen, stürzt sie sich vor Doreen, deren Augen vor Schreck geweitet sind. Hannelore fällt auf den Boden. Wie eine Marionette, der man die Fäden durchgeschnitten hat. Fast schon überrascht blickt sie auf ihre Brust. Dort breitet sich ein roter Fleck aus, unaufhaltsam, wie eine erblühende Rose. Einen Moment ist es still, als hätte jemand die Zeit angehalten.

Doreen unterbricht diese Stille, indem sie erschrocken aufschreit, ehe sie sich die Hand vor den Mund schlägt. Hannelore liegt schmerzgekrümmt auf dem durchnässten Waldboden. Aus dem Augenwinkel sehe ich, dass Wolf erneut schießen möchte. Ohne nachzudenken greife ich nach dem Gewehr, das der Wachposten mir gegeben hat, und schieße auf seine Pistole.

Erschrocken sieht Wolf auf seine blutende Hand. Unbeabsichtigt habe ich ihm ein Loch hineingeschossen. Das Bild wirkt so abstrakt, dass ich fürchte

und gleichzeitig hoffe, aus diesem Albtraum aufzuwachen. Wolf flucht lautstark und will die Waffe mit seiner anderen Hand wieder aufheben. Ohne eine Miene zu verziehen, schieße ich ihm ins Knie. Wolf schreit vor Schmerzen auf. Er stürzt zu Boden, wo er sich wie ein abscheulicher Wurm windet. Doreen kniet neben Hannelore, drückt auf ihre Brust und sagt typische Sätze wie: »Halte durch, es wird alles wieder gut.«

Dabei wissen wir alle, dass das nicht der Fall sein wird. Selbst wenn Wolf keine lebenswichtigen Organe getroffen hätte, würde Hannelore an Blutverlust sterben. Unaufhaltsam kullern die Tränen von Doreens Gesicht. Ich hätte nichts lieber getan, als sie zu trösten. Doch ich möchte ihre letzten Momente mit ihrer Großmutter nicht stören.

»Du darfst nicht sterben, lass mich nicht allein!«, schluchzt Doreen herzzerreißend.

»Ich werde immer für dich da sein, Engelchen. Auch wenn du mich nicht sehen kannst«, röchelt Hannelore schwach. Sie greift in ihre Jackentasche und holt einen schmiedeeisernen Schlüssel heraus, welchen sie Doreen mit zitternder Hand hinhält.

»Nimm! Schlüssel ... zu meiner Wohnung ... Wald durchqueren ... der Straße folgen ... bis Hausnummer 48 ... Da ist auch ...«

Hannelore verstummt. Sie schließt die Augen und ihre Gesichtszüge entspannen sich.

Panisch schüttelt Doreen an Hannelores Schultern.

»Du darfst nicht sterben, mach die Augen wieder auf! Los, bitte, sag was!«, doch Hannelore bleibt stumm.

Sanft berühre ich Doreens Schulter.

»Komm, wir sollten gehen, bevor Verstärkung kommt.« Ich habe eben nach Wolf gesehen und bemerkt, dass er verschwunden ist. Nur eine Blutlache zeugt noch von seiner früheren Anwesenheit. Ich bezweifle zwar, dass er weit kommt, will aber kein Risiko eingehen.

»Wie? Du willst sie einfach so hier liegen lassen?! Nach allem, was sie für mich getan hat?«, schreit Doreen mich an.

Ich nehme das nicht persönlich. Sie fühlt sich wahrscheinlich hilflos, ist traurig und wütend und muss ihren Schmerz irgendwie loswerden. Schweigend

packe ich Hannelore bei den Schultern und schleife sie weiter in den Wald hinein. Doreen ist zu kaputt, um mir zu helfen, geschweige denn, mich aufzuhalten. Ich sammle Blätter und Äste, mit denen ich Hannelores Leichnam bedecke. Daraufhin gehe ich wieder zurück zu Doreen. Sie sitzt still auf dem Boden, mit leerem Blick. Jeder Versuch, sie zum Reden zu bringen, misslingt. Wortlos hebe ich ihren schlaffen Körper hoch und helfe ihr über die Absperrschranke. Ich hatte mir unsere Flucht anders vorgestellt. Doch was zählt, ist, dass wir Wolf entkommen sind.

• 13. EPILOG (DOREEN MEIER) •

Ich weiß nicht genau, wann ich eingeschlafen bin. Das einzige, woran ich mich erinnere, ist das leicht schwankende Gefühl, welches mich in den Schlaf gewiegt hat. Das Bett fühlt sich fremd an. Nicht so, wie das Bett in meinem früheren Zuhause, und ganz anders als das Bett im Waisenheim. Dort schlafen wir auf harten Matratzen, weshalb ich jeden Morgen mit Rückenschmerzen aufgewacht bin. Doch jetzt liege ich weich. Ich ziehe die Wolldecke bis unter mein Kinn. Sie riecht leicht staubig, mit einem Hauch von Lavendel.

»Bist du wach?«, höre ich eine tiefe Stimme fragen. Irgendwoher kenne ich diese Stimme, doch ich kann sie nicht zuordnen. Ist ja auch egal. Ich möchte nur wieder zurück in diese schöne, weiche Welt, in der ich die letzten Stunden verbracht habe. Langsam dämmere ich wieder weg.

Als ich das nächste Mal aufwache, öffne ich auch die Augen. Ich liege auf dem Rücken und starre an eine weiße Decke, die ein paar Wasserflecken aufweist. Ich gähne herhaft und setze mich auf. Das, was ich für ein Bett gehalten hatte, ist in Wirklichkeit ein altes Sofa. Mit Rosenbezug, nett. Die Wolldecke ist ebenfalls mit Rosen gemustert. So wie eigentlich alles in diesem Raum. Der Teppich, die Tapete, die Vorhänge. Ich entdecke sogar ein Gemälde mit Rosen. Nein, dieser Ort ist mir definitiv nicht bekannt. Wie bin ich hier hergekommen? Schlagartig fällt mir alles wieder ein. Die Flucht, Wolf... meine Großmutter. Tränen steigen mir in die Augen. Ich hatte mir immer schon gewünscht, meiner Großmutter persönlich zu begegnen. Sie war genauso gewesen, wie ich sie mir vorgestellt hatte. War ... Denn jetzt ist sie tot. Doch dann denke ich an Kevin. Wie er mir geholfen hatte, die Flucht zu planen, wie er mich aufgemuntert, beschützt und getröstet hat. Ein warmes Gefühl breitet sich in meiner Magengegend aus. Fühlt sich so etwa ... Liebe an?

Genau in diesem Moment betritt Kevin das Wohnzimmer. In seiner Hand hält er ein Tablett mit Tee unddürftigem Frühstück.

»Du bist wach!«, ruft er erfreut.

»Ja, scheint so ... Wie lange habe ich geschlafen?«

Er zuckt mit den Schultern. »Ich habe gestern nicht mehr auf die Uhr geschaut, aber ich schätze, so um die elf Stunden.«

Unelegant lässt er sich neben mich plumpsen und stellt das Tablett auf den Couchtisch.

»Viel zu Essen ist nicht mehr da, aber für dich sollte es reichen.«

Ich runzle die Stirn. »Und was ist mit dir?«

Er lacht. »Keine Sorge, ich habe schon gegessen.«

Erst jetzt spüre ich meinen nagenden Hunger. Sofort mache ich mich über das Marmeladenbrot her. Kevin räuspert sich.

»Wie ... na ja. Wie geht es jetzt weiter?«

Ich versuche zu schlucken, doch das Brot bleibt mir im Hals stecken. Diese Frage hatte ich mir vorher nie gestellt. Vielleicht kam es mir einfach zu surreal vor, dass wir es wirklich schaffen könnten, zu fliehen. Um Zeit zu schinden zucke ich mit den Schultern.

Kevin überlegt: »Wir müssen uns Jobs suchen. Sonst kommen wir nicht über die Runden. Weißt du, ob deine Großmutter Geld hinterlassen hat?«

Finster schaue ich ihn an.

»Nein, weiß ich zufällig nicht! Woher auch?«

Ich lege den Rest des Brotes wieder weg. Mir ist der Appetit vergangen.

»Hey, tut mir leid. Ich wollte nicht taktlos sein. Ich mache mir nur Sorgen um unsere Zukunft.« Kevins Stimme klingt beschwichtigend und ruhig. Sofort tut mir mein Verhalten leid. Kevin kann schließlich nichts dafür, dass meine Großmutter tot ist. Ich greife nach der roten Kappe, die neben dem Sofa auf dem Teppich liegt. Gedankenverloren streiche ich über die Nähte.

»Mir tut es auch leid. Es ist nur... Ach, keine Ahnung. In der einen Sekunde fühle ich mich gut und in der nächsten möchte ich mich einfach nur zusammenrollen und nie wieder aufstehen.«

Zärtlich legt Kevin einen Arm um meine Schultern.

»Ist schon gut. Ich weiß so in etwa wie du dich fühlst. Mir ging es auch beschissen, als mein Vater gestorben ist, und als Fritz, ich meine: mein Großvater – Seine liebevolle Stimme löst etwas in mir und ich breche zusammen. Schluchzend klammere ich mich an Kevin, der mir sanft über den Rücken streicht. Ich lasse all meinen Schmerz, meine Angst und meine Sorgen mit den Tränen hinausfließen. Ich weiß nicht, ob wir Minuten oder Stunden dort sitzen und es ist mir auch egal. Im Moment haben wir alle Zeit der Welt.

Als ich mich beruhigt habe, hebt Kevin mein Kinn mit der einen Hand nach oben. Die andere liegt immer noch auf meinem Rücken. Vorsichtig wischt er die Tränen weg. Ich möchte gar nicht wissen, wie ich gerade aussehe, bestimmt sind meine Harre zerzaust und meine Augen verquollen. Doch Kevin sieht mich an, als hätte er nie etwas Schöneres gesehen. Langsam beugt er sich herunter und küsst mich. Ich gebe mich ganz diesem wundervollen und verwirrenden Moment hin. Als er sich von mir löst, streift er zärtlich eine Haarsträhne aus meinem Gesicht. Dann wird sein Gesichtsausdruck etwas ernster. Er räuspert sich nervös und greift in seine Hosentasche.

»Hier, das habe ich auf der Anrichte gefunden. Es ist für dich.«

Kevin hält mir einen cremefarbenen Briefumschlag hin. Erst jetzt bemerke ich, dass ich die rote Kappe immer noch in meiner Hand halte. Ich hatte sie unbemerkt umklammert, wodurch sie leicht zerknautscht ist. Vorsichtig lege ich sie neben das Tablett auf den Couchtisch. Dann nehme ich den Brief von Kevin entgegen. Doreen steht dort in eleganter Handschrift. Ist er von Großmutter? Das ist die einzige Möglichkeit. Mit klopfendem Herzen öffne ich vorsichtig den Briefumschlag und ziehe den Brief heraus. Auch der ist aus weichem, cremefarbenem Papier. Ich falte ihn auseinander und beginne zu lesen:

Meine liebste Enkelin,

ich würde dir gerne noch so viel erzählen, aber ich finde leider nicht die richtigen Worte. Zudem muss ich mich ein wenig sputen. Ich hoffe, deine Zeit in der DDR wurde erträglicher mit meinen Päckchen. Bestimmt haben dir der Kaffee und die Schokolade geschmeckt und der restliche Schnickschnack war auch zu gebrauchen. Zu der roten Kappe: Als ich die gesehen habe, musste ich sofort an dich denken. Ich hoffe, sie gefällt dir.

Ich wünsche mir, dass dir Fritz Schulz das Leben nicht allzu schwergemacht hat und das dich die Stasi in Ruhe gelassen hat. Ich weiß nicht, ob ich noch am Leben bin, wenn du diesen Brief hier liest. Du hast bestimmt viele Fragen an mich, die ich dir allzu gerne beantworten würde. Ich bin mir ziemlich sicher, dass du was über deine Eltern wissen möchtest. Ich könnte über sie einen ganzen Roman verfassen, aber leider reicht mein Papier nicht aus. Deswegen schrei-

be ich kurz das Wichtigste auf, von dem ich denke, dass du es wissen solltest. Zuerst mal: Sie waren wundervolle Menschen. Sie waren so glücklich und verliebt, dass es einigen schon zum Halse heraus hing. Irgendwann kam der Zeitpunkt, an dem sie auf einmal verschwunden waren, niemand wusste, wo sie sich befanden, oder ob sie überhaupt noch lebten. Sie waren wie gelöscht. Aber ich möchte, dass du weißt, dass sie dich sehr geliebt haben. Ich bin mir sicher, du bist eine intelligente, starke junge Frau geworden. Schließlich hast du es geschafft, zu fliehen. Ich schweife schon wieder vom Thema ab, aber ich wäre so glücklich, wenn du dieses Dokument hier liest.

Jetzt komme ich zum ernsten Teil. Da ich außer dir keine weiteren Verwandten oder Menschen habe, die ich mag, möchte ich dir mein gesamtes Hab und Gut vererben. Falls du Probleme mit anderen bekommst, findest du das Testament in meiner Kätzchen-Keksdose. Ich habe nicht viel, aber es ist immer noch besser als nichts und die Nachbarn sind hier sehr freundlich und hilfsbereit. Besonders Karl Heinz ist ein netter Kerl. Du solltest keine Probleme haben, dich schnell einzugewöhnen. Ich vermute, dass du nicht alleine geflohen bist. Wenn es eine Person ist, die du liebst, ist auch sie herzlich eingeladen, hier zu wohnen, aber das ist dir überlassen. Eine Wohnung, ein bisschen Geld und eine Oma-Garnitur, das ist das, was dir von nun an gehört. Ich wünschte, ich hätte mehr, aber das ist leider nicht so. Nach langem Schreiben wird dieser Satz der letzte sein, denn ich muss mich auf den Weg machen: Ich wünsche dir noch ein schönes Leben, Doreen alias Rotkäppchen.

*Mit liebevollen Grüßen,
Deine Großmutter Hannelore*

Ich hätte gedacht, dass mir wieder die Tränen kommen würden, doch dem ist nicht so. Es fühlt sich eher so an, als hätte der Brief mir ein kleines bisschen Ruhe gegeben. Ich lehne mich an Kevin und atme tief ein. Aus dem Fenster sehe ich die Dächer einiger Häuser und den strahlenden Himmel. Momentan wirkt alles unglaublich friedlich. »Weißt du«, sage ich zu Kevin, »vielleicht wird doch noch alles gut.«

• NOTIZEN •

• IMPRESSUM •

Die Klasse 10f der Stadtteilschule Eppendorf hat »Rotkäppchen goes West« gemeinsam mit der Schreibtrainierin Sigrid Behrens im Herbst/Winter 2015 entwickelt und geschrieben. Herzlichen Dank an die Lehrerin Kerstin Tietjen für ihre tatkräftige Unterstützung.

Das Copyright der Schulhausromane liegt bei »Die Provinz GmbH Kulturprojekte« (www.schulhausroman.ch), dem Literaturhaus Hamburg und den jeweiligen Schreibtrainern.

Durchführung des Schulhausromans für Deutschland:

Literaturhaus Hamburg, Schwanenwik 38, 22087 Hamburg
www.literaturhaus-hamburg.de, www.schulhausroman.de

Grafik: www.signs-pictures.de

Titelbild: MBCH, www.photocase.de

Druck: www.druck-mit-uns.de

ISBN: 978-3-905976-50-2

SCHULHAUSROMAN Nr. 29

Erste Auflage, Hamburg, Januar 2016



LITERATURHAUS
HAMBURG



Wir danken unseren Förderern für ihre Unterstützung:

Rotkäppchen goes West

Märchenstunde goes jüngere Deutsche Geschichte: Eine paranoide Schülerin, die mit Vorliebe eine rote Kappe trägt; ein staatstreuer Rentner, der sie argwöhnisch beobachtet; sein Enkel, der sich in das Mädchen verliebt; und ein Stasi-General, der kein Pardon kennt ... Wer wissen will, wie Rotkäppchen anno 1984 den weiten Weg aus der DDR zu ihrer Großmutter in den Westen findet, ist in dieser Geschichte gut aufgehoben!